

HARDCOVER

Raddatz und Richards



VON PHILIPP HAIBACH

Tote haben mich immer fasziniert, auch wenn sie noch am Leben waren. So fraß sich in den 80ern jener Satz tief ins Bewusstsein, der ungefähr so lautete: „Ein Wunder, dass dieser Mann überhaupt noch lebt.“ Ich blickte auf eine im „FAZ“-Magazin perfekt durchfotografierte Strecke über Keith Richards. Man sah jede Furche im Gesicht, jede Falte. Dabei war dieser Greis nur wenig älter als ich jetzt bin. Im Artikel war immer vom Treibstoff Heroin die Rede, das ich der gruseligen Schwarzweiß-Fotos im „Christiane F.“-Buch wegen bislang nur mit Todesstoff in Verbindung gebracht hatte – die Verfilmung samt des genialen Bowie-Songs war mir noch unbekannt. Aber genug mit Kindheits Erinnerungen! Nichts ist unerträglicher als Autobiografien, die mit „als ich das Licht der Welt erblickte“ beginnen und 100 Seiten bis zur Schultüte brauchen – wobei sich die Persönlichkeit ja erst mit dem Anstecken anderer Tüten entfaltet. Gut, dass Keiths Memoiren **Life** (Heyne, 26,99 Euro) direkt mit der drogenurchsetzten US-Tour 1975 einsteigen. Dann aber folgt Coming-out-of-Age-Gesülze: „Ganz unbewusst habe ich damals eine Menge Musik in mich aufgenommen.“ Die erste Platte wird genannt und so fort – jetzt schnell vorspulen. Und Stop: „Ganze Nachmittage verbrachte ich damit, den Stoff im richtigen Verhältnis zu mischen. Vor mir eine prächtige altertümliche und sehr, sehr genaue Messingwaage, daneben ein Löffel für die Laktose“. Wir sind in der Mitte des Buches, es ist der höllische Sommer 1971, als in Frankreich die Aufnahmen zu „Exile On Main Street“ liefen: „Wie ist all diese Musik entstanden – zwei Songs pro Tag, auf Heroin, mit einer Energie, die anscheinend unerschöpflich war?“ fragt sich Keith. Ganz schön harter Stoff – in dieser geballten Form. Zeit, zum Besäufnis ins Berliner Kempki zu switchen oder zu einer Buchmessensparty – also zu den **Tagbüchern 1982-2001** (Rowohlt, 34,95 Euro) des ehemaligen „Zeit“-Feuilletonchefs Fritz J. Raddatz. Dessen Treibstoff wiederum war die Sucht, geliebt zu werden. Dafür zählte der schwule Egozentriker mit der größtmöglichen Selbstentblösung und Offenheit. Und erzählt nebenbei von all diesen (damals) prominenten Wichtigtuern, von verkommnen Kokainisten und sich überschätzenden Schriftstellern. Und wie grandios der 79-Jährige formulieren kann! Da vergibt man ihm so manche Länge. Davon ist Richards Ghostwriter natürlich etliche Plattenrillen-Meilen entfernt. Mögen sich beide, der Richards und der Raddatz, noch lange weiter drehen.

Twittern Sie über Bücher mit Philipp Haibach twitter.com/wk_Haibach

Gefrorene Momente

Der Fotograf Stefan Enders seziert die Straße – und hält die Momente in seinem neuen Bildband fest

VON SILKE MÜLHERR

Er nimmt eine flüchtige Bewegung aus dem Augenwinkel wahr und lässt sich von ihr gefangen nehmen. Sein Blick verengt sich und schält die Einmaligkeit des Moments heraus. Stefan Enders seziert die Straße, stoppt den Alltag für den Bruchteil eines Moments mit einem Klick. Nach dem Studium an der Kunstakademie Düsseldorf verlegte sich Enders, der in Köln lebt, immer mehr auf die Fotografie. Über 20 Jahre lang schoß er Reportagen für Magazine wie *Der Spiegel*, *Focus*, *Geo* und *Merian*, heute lehrt er als Professor für Fotografie an der Fachhochschule Mainz. Seine Motive für den aktuellen Band fand er auf Kuba, in Istanbul, Burma, Manila, Venedig, London, Mexiko und schließlich Israel. Die Menschen, die Stefan Enders zufällig vor die Linse laufen, werden von ihr überrascht und ein Stück nackter entlassen. Der Fotograf entblättert die flüchtigen Bekanntschaften, streicht das Unwesentliche und legt so den Kern frei. Was bleibt, ist der unverstellte Blick auf Szenen, die trotz des Settings keineswegs alltäglich sind. Am stärksten sind Enders Bilder dann, wenn der Portraitierte sich unbeobachtet wähnt und allein die Betrachtung des Bildes den Hauch von Voyeurismus birgt. So nehmen wir teil, wenn ein müder Koch sich in einer venezianischen Gasse eine kleine Auszeit erschleicht, während sich der Novembernebel über die Lagunenstadt legt. Eindrücklich auch das Gruppenbild mit Dame aus Tel Aviv: Auf der belebten Strandpromenade wirft sich ein al-



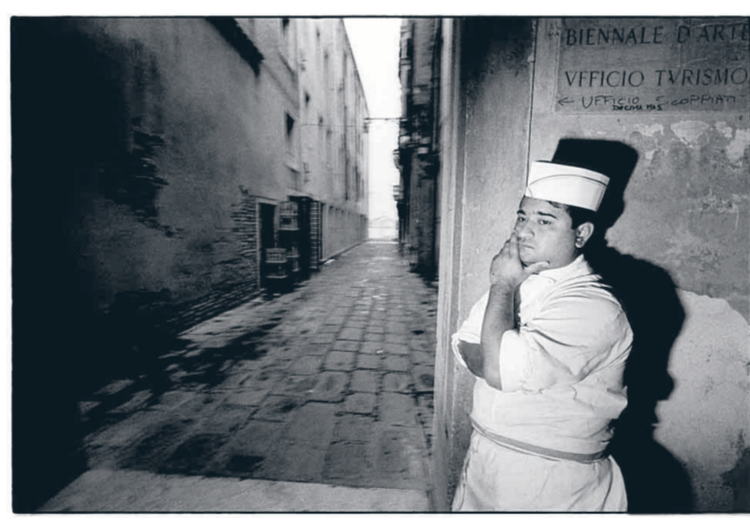
Camagüey, Kuba, 1994: „Die zwei Alten stehen mitten auf der Straße. (...) Sie quatschen und lachen.“

terndes Starlet in Pose und lehnt lasziv an zwei gebräunten Jünglingen, deren Begeisterung über die Zuwendung um die Mundwinkel spielt. Wenn Enders auslöst, entstehen eigenwillige Portraits, oft im Panoramaformat, stets in hartem Schwarzweiß gehalten. Obwohl die Bilder vom Zufall leben, werden sie diesem nicht überlassen. Enders komponiert seine Szenen vor, fängt das Licht ein, nimmt die Stimmung auf. Sobald ein Akteur die so bereitete Bühne betritt, drückt er den

Auslöser und überfällt schonungslos. Der Fotograf schießt selten mit Vorwarnung, meist wird das Abbild des Ahnungslosen ungefragt gebannt. Dafür nähert sich Enders seinen Objekten bis auf wenige Zentimeter und schafft so eine Distanzlosigkeit und Realität, die sich eindrucksvoll bis in die Betrachtung rettet.



Stefan Enders **Frontal** Moser 132 S., 49 Euro



Venedig, Italien, 2006 (l.): „Es regnet, der Markusplatz ist überschwemmt. Alles scheint verlangsamt, der Rhythmus, Pulsschlag. Der Novembernebel hüllt die Stadt in eine grauen Schleier.“ Tel Aviv, Israel, 2006 (r.): „Sie sieht phantastisch aus, eine Erscheinung, voller Eleganz in ihrer Bewegung. Sie wirft sich mit den völlig überraschten Jungs mit einem schelmischen Augenzwinkern in Pose. Eine wunderbare, kurze Begegnung.“

Der freie Markt regelt alles – oder etwa nicht?

Der „freie Markt“ regelt das schon. Der aus Korea stammende und in Cambridge lehrende Wirtschaftswissenschaftler Ha-Joon Chang zerplückt diese Talkshow-Plattitude mit Wonne. Mit seiner klaren Sprache und den anschaulichen Beispielen gelingt ihm dies kurzweilig. Doch die harschen Kritiker des Kapitalismus (und der USA) seien gewarnt. „Dieses Buch ist kein antikapitalistisches Manifest“, schreibt Chang. Chang sieht die Auswüchse des, wie er sagt „Anarchokapitalismus“, eben ideologisch begründet und verbrämt. Sind nicht etwa Umweltgesetze ein gravierender Einschnitt in den freien Markt? Was hatte das amerikanische Konjunkturprogramm George W. Bushs mit freien Märkten zu tun? Die Löhne nennt Chang durch Protektionismus geprägt. Und die Beschwörung des Internets als revolutionär relativiert

Chang mit dem Hinweis, die Einführung der Telegrafie – oder der Waschmaschine – habe den Lebensalltag vieler Menschen viel stärker verändert. Wohlwundert sich Chang gegen die pessimistische These, der Eigennutz des Menschen sei nun einmal dessen stärkste Antriebsfeder und nach diesem Prinzip möge doch die gesamte Wirtschaft funktionieren. „Geht man von dieser Selbstsucht aus, so versucht jeder Ladenbesitzer, seinen Kunden übers Ohr zu hauen, jeder Arbeiter, sich um Arbeit zu drücken“.



Ha-Joon Chang **23 Lügen, die sie uns über den Kapitalismus erzählen** Bertelsmann 380 S., 14,99 Euro

Alle denken an sich, nur ich denk' an mich

Richard David Precht kann gut zusammenfassen

VON VLADIMIR BALZER

Richard David Precht ist unser Experte für die ganz großen Themen. Er hat ein Buch über die Identität des Menschen geschrieben, danach eins über die Liebe und nun eins über Moral. Eines über des Menschen Egoismus, oder besser: die Frage, wie wir ihn überwinden können. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung passt: Der Staat, der sich um Vorsorge, Teilhabe und sozialen Ausgleich kümmert, ist immer stärker auf dem Rückzug. Der Einzelne ist gefragt. Und damit auch seine Gewissensentscheidung: Denke ich nur an mich, oder denke ich an mich und die anderen? Leider überhäuft uns Precht nicht mit anregenden Thesen, sondern liefert eine solide Recherchearbeit. Thesenartum hat ihn noch nie aufgehalten – Precht ist erfolgreich. Die Mediengesellschaft hat ihn aufgenommen. Er kann reden, er

sieht annehmbar aus, er ist ein Salon-Talker. Auch wenn dies mit einer ausgeprägten Humorfreiheit und Gymnasiallehrergehabe einhergeht. Ärgern kann man sich allenfalls darüber, dass Precht ohne erkennbaren Grund Bestseller landet. Für einen so populären Autor schreibt er seltsam gewöhnlich, bieder, ohne klaren Stil. Was er aber kann, ist zusammenfassen. Und die Grenzen der Wissenschaftsdisziplinen hinter sich lassen. Er setzt Philosophen, Aufklärer, Anarchisten, Soziologen und Tierforscher an seinen inneren Runden Tisch. Das Ziel von Precht ist der Beweis, dass der menschliche Egoismus keine naturgegebene, unabänderbare Größe ist, sondern von den gesellschaftlichen Verhältnissen abhängt. Wenn die Verhältnisse uns dazu animieren, zeigen wir unsere guten Seiten: Wir werden kooperativ, manchmal selbstlos. Doch dazu müssen be-

stimte Voraussetzungen geschaffen sein: Wir müssen bewusst und reflektiert handeln statt affektiv und spontan. Wir müssen in den Spiegel schauen, um das eigene Ich als Korrektiv agieren zu lassen. Und letztlich muss unsere Bezugsgruppe gute Taten belohnen und bestärken. Dies arbeitet Precht dankenswerterweise heraus: Der Druck der Gruppe auf die moralische



Angekommen in der Mediengesellschaft: Diskussionsleiter Richard David Precht

Entscheidung ist enorm. Positiv ist er dann, wenn Egoismus sanktioniert wird. Oder er ist negativ – wenn Loyalität wichtiger wird als moralisches Handeln. Dann knicken die meisten nämlich ein. Das reicht von Kriegsverbrechen bis hin zur Teenie-Gewalt auf Schulhöfen. Konkrete Situationen sind also für das Handeln ausschlaggebender als abstrakte Prinzipien, so Precht. Dennoch: Wir alle sind fähig zu Moral, die Fähigkeit dazu ist uns angeboren. Einsamkeit tut uns nicht gut, wie man weiß. Unser Hirn will also das Zusammenleben mit anderen, auch unser Gerechtigkeitssinn sagt uns, dass wir jederzeit teilen müssen. Nur die Psyche ist wandelbar: Sie kann das Gute in uns stören oder es befördern. Gut sein fühlt sich gut an, das weiß auch Precht. Aber er weiß auch, dass der Mensch für jedwede Entwicklung Förderung braucht, von alleine kommt wenig. Und damit

wären wir wieder beim Staat. Der Rückzug des Staates ist für Precht Chance und nicht Gefahr. So fordert er eine Stärkung der Städte und die Abschaffung der Bundesländer. An dieser Stelle macht sein Buch wieder Spaß. Seine Idee, die deutschen Länder aufzulösen und den Bundesrat zu schließen, belebt eine leider eingeschlafene Föderalismus-Diskussion und hat in seiner Eindeutigkeit etwas Erfrischendes – auch wenn es sich vom Thema des Buches weit entfernt. Leider braucht er bis zu dieser Stelle über 400 Seiten.



Richard David Precht: **Die Kunst, kein Egoist zu sein. Warum wir gerne gut sein wollen und was uns davon abhält** Goldmann 544 S., 19,99 Euro

Wer ins Netz schaut, verblödet – wirklich?

Nicholas Carr polemisiert mal wieder

Eben noch haben die Menschen ein Vorwort beigesteuert hat. Sie kommt unter dem Titel „Wer bin ich, wenn ich online bin, und was macht mein Gehirn solange?“ und mit serifenlosen grauen und grünen Buchstaben auf monochromem Grund daher. So wie ein Sarrazin zu glauben scheint, dass die (seiner Auffassung nach immerhin gloriose) deutsche Kultur in Untergangsfahrer gerät, falls zu viele Neuköllner Immigranten nicht das kleine Germanicum absolvieren, traut Carr dem (so fabelhaft plastischen) Gehirn nicht viel Resilienz gegen die Neuronenfresser aus dem Netz zu. Doch man rettet Texte nicht, indem man ihren Untergang beklagt und darüber jammert, wie schwer sie es haben. Sondern indem man die Mühe auf sich nimmt, Menschen von ihnen zu begeistern.



Nicholas Carr: **Wer bin ich, wenn ich online bin ... und was macht mein Gehirn solange?** Blessing 384 S., 19,95 Euro

Frédéric Beigbeder: Raus aus der Pubertät

Ein postmoderner Blick auf Frankreich

VON TILMAN KRAUSE

Der eine kämpft, der andere kokst. Das zeigt den ganzen Unterschied. Vom Heroismus zum Hedonismus führt der Weg. So will es Frédéric Beigbeder, so stellt er es zumindest dar. Der Großvater, dem er gleich im ersten Kapitel ein kleines Epitaph errichtet, fiel im Ersten Weltkrieg, am 25. September 1915. Der Nachfahre, unmittelbar danach eingeführt, wird am 28. Januar 2008 auf offener Straße in Paris festgenommen, weil er sich auf der Kühlerhaube eines Autos seine Linie reingezogen hat. Der Untergang des alten Frankreichs ist damit perfekt. Beigbeder ist ein mit allen Wessern der Postmoderne gewaschener Spieler, der sehr wohl weiß, dass er mit literarischen Mustern, mit kulturgeschichtlichen Versatzstücken hantiert. Und doch. Trotz allem Spaß an Zuspitzung und Persiflage ist dieses neue Buch des französischen Romanciers und Tausendassas Beigbeder, der nach Michel Houellebecq außerhalb Frankreichs meistgelesener Gegenwartsautor seines Landes ist, ein ernstgemeintes Buch der Selbstgewissheit. Nun gut, der märchenhafte Schluss muss ebenso wenig für bare Münze genommen werden wie die vielen anderen erzähltechnischen Fahrten, die der Autor legt. Als witzige Parodie auf den „französischen Roman“, Abteilung Individualitätsgeschichte, ist seine Lektüre sehr vergnüglich. Beigbeder gibt sich dabei ganz als „Jahrhundertkind“ im Sinn Mussets mit sämtlichen Ingredi-



Beigbeders Motto: „Die Lage ist verzweifelt, aber nicht ernst“

ten auf Diskretion und Distinktion galten, gelingt dem Autor ganz vorrefflich. Auch wenn in Deutschland dieses Zivilisationsmodell nie so unangefochten gelolten hat, so erkennt doch selbst der deutsche Leser vieles wieder, was bei ihm ebenfalls verschwunden ist – immer vorausgesetzt, er ist also mindestens so alt wie der Verfasser, – und hat etwas anderes als unentwegtes Handygebimmel im Ohr.



Frédéric Beigbeder **Ein französischer Roman** Piper 253 S., 18,90 Euro